

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 288. Bromberg, den 15. Dezember 1931.

1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.

4. Fortsetzung.)

„Also — willst du erzählen!" drängte Violet.

„Gut", sagte Dr. Gregory ruhig. Er stand nach wie vor frei und aufgerichtet in der Mitte des Zimmers. Aber er zögerte noch.

„Mein Gott!" sagte Tante Betsy unerwartet. „Vor elf Jahren! Wenn ich daran denke . . . damals war Martin im Laboratorium beschäftigt, wissen Sie noch? Und damals wohnten wir noch in London. Er stand jeden Morgen so früh auf, um hier heraus zu fahren. Erst nach vier Jahren machte er seine Erfindung — diesen neuen Dampfhammer, nicht? — und dann kamen die Beförderungen — eine nach der andern. Heute sind Sie Direktor — Martin, was sich in den elf Jahren doch alles geändert hat!"

„Weiß Gott!" seufzte Anderson. „Und dem da ging's damals auch man so . . ." Er wies mit einer Kopfbewegung auf Gregory.

„Na — hören Sie", wandte Tante Betsy ein, „— Gregory war immerhin der einzige Rechtsanwalt hier mit einer anständigen Praxis. Und Margaret hatte ja immer etwas Geld!" Schon wieder verstummte sie erschrocken. Diesmal war selbst Janet von der Erwähnung ihrer toten Mutter berührt worden. Tante Betsy merkte es und faßte schnell nach ihrer Hand.

„Daniel Hope —", begann Dr. Gregory mit seiner kalten klugen Stimme, „war als Chemiker im Laboratorium der Garlandwerke angestellt. Er war Ire, verheiratet, Vater zweier Kinder. Er war ein gewalttätiger Mensch. Er trank. Hat einmal einen Arbeiter halbtot geschlagen. Er hatte Bärenkräfte und tat sich etwas zugute darauf."

„Aber er hatte sie wirklich!" unterbrach ihn Anderson. „Wir hatten ein Match miteinander im Klub. Einen guten anständigen Kampf. Es war das einzige Mal, daß ich schon in der zweiten Runde zu Boden ging und in der dritten glatt k. o. wurde. Auch das ist keine angenehme Erinnerung für mich!" sagte er und fuhr sich seufzend mit der Hand über den Kopf.

Violet lachte, hörte aber erschreckt auf, als Dr. Gregory eisig fortfuhr: „Seine Frau erkrankte, er hatte alles Geld vertrunken und steckte bis über beide Ohren in Schulden. Und so mag er wohl darauf verfallen sein."

„Er stahl das Patent?" fragte Janet schüchtern.

„Es lag vor seiner Nase herum, Kind!" sagte Tante Betsy eifrig. „Alle im Labor waren besonders vereidigt worden, das Geheimnis zu wahren. Denn der Staat war schon halb und halb in eine nähere Fusion mit der Fabrik getreten und wollte das Werk im größten Maßstab ausbauen. — Man machte Versuche, die fabelhaft ausfielen. Und dann kamen die Fachleute dahinter, daß Elsworth in Amerika die Sache genau am selben Ende anfing."

„Kann man das feststellen?"

„Ja, Janet, das kann man genau kontrollieren!" antwortete Anderson. „Dafür gibt's allerlei Methoden. Elsworth stellte der amerikanischen Regierung genau dasselbe Material zur Verfügung wie wir der unseren."

„Elsworth?"

„Ja, das Stahlwerk Elsworth in Massachusetts."

„Übrigens", sagte jemand aus der dunklen Ecke, den alle vergessen hatten, und alle blickten auf die weiße Hemdbrust, „übrigens, wissen Sie, daß der alte Elsworth vor zwei Monaten gestorben ist?"

„Der alte Elsworth?" riefen die beiden andern Herren wie aus einem Mund.

„Ja, auf seiner Farm in Kalifornien. Sie wußten das nicht?"

„Nein", murmelte Anderson. „Seitdem er aus dem Geschäft ausgetreten ist — vor ein paar Jahren —, hörten wir nichts mehr von dem alten Kerl."

„Weiter, weiter!" drängte Violet. Sie hatte feuchtglitzernde Augen vor Aufregung.

„Tarka, schnarch nicht!" sagte Janet leise und stieß mit der Fußspitze sachte in das struppige Fell.

„Ja", fuhr Gregory fort, „was ist weiter zu sagen. Der Staat bot alles auf, den Verräter ausfindig zu machen. Das dauerte recht lange — und schließlich faßte man ihn. Man fand ein Telegramm, das an Daniel Hope gerichtet war, und da war er geliefert."

„Du bist zu bescheiden", sagte Anderson ruhig. „Nun kommt dein Anteil an der Sache. Erzähle alter Junge!"

„Das war Zufall."

„Immerhin imponierte dieser Zufall der Werkleitung so, daß sie dich bald darauf zum Syndikus machte."

„Was ist denn?" fragte Violet begierig.

„Er will's nicht erzählen!" sagte Onkel Martin und sah Gregory mit gutmütigem Spott an. „Ich tu's. Also —"

„Aber ist das nötig?" fragte Dr. Gregory unwillig.

„Natürlich. Hör zu!"

„Janet — rauch nicht soviel!" murmelte Gregory, dann ging er wieder mit seinen nervösen Schritten im Raum umher.

Anderson erzählte: „Also hör zu! Wie der Verdacht zuerst auf Hope fiel, wissen wir nicht. Tatsache war, daß er eines Tages aus unserer Mitte heraus im Labor verhaftet wurde. Das gab natürlich eine fürchterliche Aufregung. Denn bis dahin wußten wir Angestellten ja noch gar nichts von dem Verrat des Herstellungsverfahrens. Da man Hope aber nichts Direktes nachweisen konnte und er sehr heftig protestierte, wurde er nach einer Weile unter Entschuldigungen wieder freigelassen. Er konnte natürlich bis zur vollständigen Klärung der Geschichte nicht wieder zur Arbeit kommen. Aber er war fast täglich oben in der Direktion und schlug einen Heidenkrach. Und eines Tages hörten wir eine tolle Geschichte: In der Frühe war der Kriminalpolizei etwas in die Hand gefallen, was sie veranlaßt hat, ihn von neuem zu verhaften. Und dabei brach er einem der Polizisten das Genick!"

„Großer Gott!" schrie Violet.

„Ja", sagte der Syndikus und stopfte seinen Gang einen Augenblick. „Daher die fünfzehn Jahre. Zehn dafür und fünf — für das andere!" Damit ging er weiter.

„Ja, der arme Kerl blieb tot auf dem Treppenabsatz liegen, wo Hope ihn hinbefördert hatte. Hope raste wie ein Berserker — aber sie kriegten ihn doch nieder und brachten ihn weg."

„Zwei Kinder", murmelte Tante Betsy traurig und stöberte im Feuer. „Zwei Kinder — und die Mutter starb bald darauf!"

„Aber Betsy!" brach Anderson unwillig los. „Es ist ja furchtbar traurig. Aber hat es denn einen Sinn, dabei sentimentale Betrachtungen anzustellen! — Das Leben ist nun mal so!"

„Bravo!" sagte Janet gereizt.

Er sah sie erstaunt an, dann beruhigte er sich. „Verzeihung, meine Damen!" sagte er ironisch. „Sie scheinen neben allem andern zu vergessen, in welche Lage Hope jeden einzelnen von uns gebracht hat. Aber vielleicht hätten wir die Geschichte doch nicht erzählen sollen." Er sah stumm zu Gregory hinüber, der mit dem Rücken zu ihm stand und durch das Fenster in die regnerische Nacht blickte.

„Was ist Herberts Anteil an der Geschichte?" sagte Violet klagend. „Ihr wolltet doch von Herbert sprechen."

„Schön!" sagte Anderson. Er lächelte wieder. „Das Tollste an der Sache war nämlich, daß sie nichts mit Hope anzufangen wußten, als sie ihn hatten. Genau besehen besaßen sie nämlich keinen klaren Beweis für seine Schuld."

Gregory drehte sich um. „Stimmt nicht ganz, Martin. Du mußt sagen, sie hatten einen in der Hand. Aber sie wußten ihn nicht zu gebrauchen!"

„Das Telegramm!" ließ sich Cranbournes trockene Stimme vernehmen.

„Richtig!" rief Anderson lebhaft. „Sie hörten davon?"

Man sah in der dunklen Ecke den Rand einer weißen Manschette eine abwehrende Bewegung ausführen. „Wer hat das damals nicht gehört! — Eine berühmte Geschichte. Damit begann Ihr Aufstieg, Dr. Gregory."

„Ach — Kinderspiel!" widersprach Dr. Gregory, geringschätzig lächelnd. Er wanderte wieder durch das Zimmer.

„Also los — was für ein Telegramm?" Violet tupfte sich erregt mit ihrem Tuch die Nase.

Anderson fuhr in seinem Bericht fort: „Auf welche Art es bekannt wurde, weiß man nicht. Jedenfalls sickerte es im Werk durch und dann kam es auch in die Juristenkreise. Das Beweisstück, das die Scotland Yard-Leute zu Hopes Verhaftung veranlaßt hatte, war nämlich ein Telegramm. Die Poststation von Hopes Bezirk hatte es aus Holland empfangen und sollte es an ihn abliefern. Es lautete — habt ihr Papier da?"

„Wo ist mein Täschchen?" fragte Violet. Sie brachte ein saffiangebundenes Notizbuch zum Vorschein und riß eine Seite aus.

Anderson schrieb etwas und Cranbourne kam aus seiner Ecke und sah zu.

„Geben Sie her!" rief Violet, als Onkel Martin fertig war.

„Nun lesen Sie!"

Janet und Violet steckten die Köpfe zusammen. Und Tante Betsy sah trübe vor sich nieder. Sie dachte nicht gerne an die Zeit.

Die beiden Frauen lasen: „Depot G 250, Showlter."

„Was heißt das: Depot G und 250 Showlter?" Violet blickte verblüfft auf.

„Das fragte sich die Kriminalpolizei auch", sagte Anderson lächelnd. „Das fragte sie sich wochenlang und dann trat Ihr Gatte auf. Gregory kam eines Tages auf das Bureau der Werkleitung und erbat sich eine geheime Unterredung mit der Direktion. Und in der Sitzung gab er die Lösung des Telegramms."

„Wie?"

„Nehmen Sie einen Bleistift, Violet, ich will Ihnen helfen. Nun werfen Sie mal die Bustaben des Wortes Showlter ordentlich durcheinander, wollen Sie?"

Violet hielt ratlos den Bleistift in der Hand.

„Ein Anagramm?" fragte Janet atemlos.

Anderson nickte. „Ja — wenn man darauf aufmerksam gemacht wird, ist es wirklich leicht. Also ratet mal!"

Sie schwiegen eine Weile. Hinter ihnen war nichts zu hören, als die rastlosen Schritte des Syndikus und der Regen, der, vom Windstoß getrieben, prasselnd ans Fenster schlug. Tarka gähnte laut. Niemand kümmerte sich um ihn.

„S — h — o — w — l — t — e — r", murmelte Violet. „T — e — r — s — h — o — w — l" und dann hatte Janet es:

„Elsworth!" schrie sie. „Schreibt er sich so, Onkel Martin?"

„Richtig, Elsworth!" lachte Anderson. Er strahlte. „Ist das nicht fein?"

„Eine Kinderei", sagte Gregory gelangweilt. „Dummköpfe, diese Kriminalisten, daß sie nicht sofort daraufkamen."

„Und Depot G 250?" fragte Violet.

„Ich schlug ihnen vor," erklärte Gregory trocken, indem er näher an seine Frau herantrat, „sie sollten sich in dem kleinen holländischen Bade, das als Absendeort des Telegramms bekannt war, bei der Post oder sonstwo nach einem mit G bezeichneten Depot umsehen."

„Und die Polizei erkundigte sich denn auch!" sagte Anderson, der immer noch strahlte. „Da fand sich ein kleines Bankbureau und das gab der holländischen Polizei die Auskunft, die wir brauchten. In einem Safe, das mit G bezeichnet war, hatte ein Herr vor vier Wochen etwas deponiert. Sie machten es auf und fanden zweihundertfünfzig englische Pfund, und die Bank brachte einen Zettel zum Vorschein, in dem ihr aufgegeben war, dieses Geld nur dann auszuzahlen, wenn ein Herr Daniel aus London danach fragen würde."

Violet stieß einen tiefen Seufzer aus. Sie sah bewundernd zu ihrem Mann auf. Aber als er, ungeschickt genug, die Hand hob, um ihr über das Haar zu streicheln, zog sie den Kopf zur Seite und blickte unwillkürlich auf Cranbourne, der an der anderen Seite neben ihr stand. Er wandte sich ab und schlenderte gleichgültig zum Fenster.

Dr. Gregory zog mit einer hastigen Bewegung seine Hand weg. In seinen Augen schimmerte es unsicher. Eine Sekunde lang zuckte es um seine Mundwinkel. „Rauch nicht soviel — Janet!" sagte er plötzlich heftig.

„Und wer war das, der das Geld eingezahlt hatte?" fragte Violet nach einer Weile.

„Irgendein Abgesandter von Elsworth — der Mittelsmann wahrscheinlich, der zwischen ihm und Hope stand!"

„Wer war das?"

„Das hat man nie herauskriegen können!" sagte Anderson achselzuckend. „Er hatte einen Decknamen angegeben."

„Wußte man denn nicht mehr, wie er aussah?" fragte Violet eifrig.

„Aber, Violett, wie sollen sich die Leute von der Bank so was merken! Das einzige, was der Buchhalter tatsächlich wußte, war: daß es ein Mann mit einer Glatze gewesen war. Hätten Sie nun daraufhin vorgeschlagen, daß alle Männer mit Glatze, die sich zu jener Zeit auf dem Kontinent befanden, verhaftet würden?"

„Nun sitzt Daniel Hope schon zehn Jahre!" sagte Tante Betsy still.

„Und heute ist er ausgebrochen!" rief Violet und sprang auf einmal auf. „Um Gotteswillen, Herbert — weiß er, daß du derjenige bist, der den Beweis erbracht hat?"

„Ja — natürlich!"

„Aber —", wollte Anderson sagen.

Doch sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. „. . . . dann wird er sich doch rächen wollen. Das ist doch selbstverständlich. Der Mann muß gefaßt werden! — Nimm an, er kommt hierher . . . Herbert — wir müssen fort von hier — um Gotteswillen! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr!"

„Liebe —", sagte Gregory beruhigend.

Da unterbrach ihn ein Pfiff vom Fenster her. Carnbourne hatte ihn ausgestoßen.

Alle wandten sich erstaunt um. „Was ist?"

„Wollen Sie mal schnell herkommen?" sagte der Major leise und hastig. Er wies mit dem Finger in die Nacht.

Sie starrten mit angehaltenem Atem durch die Scheiben.

Eine trübe Lampe brannte zwischen den Bäumen des Weges. Und da, wo sich der Schein auf der regennassen Umfassungsmauer spiegelte, sahen sie einen Mann, der sich aus dem Innern des Hofes auf die Straße schwang und davonlief.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Große und Gertrud Mara

Eine historische Skizze von Otto R. Gervais.

Nach dem Siebenjährigen Kriege war des Königs einstige Begeisterung für die Kunst und namentlich für das von ihm erschaffene und gepflegte Berliner Opernhaus durch die wirtschaftlichen Nöte seines Landes dem Ersticken nahe. Ja, er stand vor der Wahl, seine Oper zu schließen oder sie einem italienischen Pächter zu überlassen, der ihm ein verlockendes Angebot gemacht hatte. Den Bemühungen seiner Konzertmeister Benda und Quanz gelang es schließlich, ihn von diesem Plan abzubringen; allerdings wiesen beide darauf hin, daß es unbedingt nötig sei, die deutsche Oper durch Verpflichtung einer überragenden Primadonna anziehend für das Publikum zu gestalten. „Die göttliche Astrua" war tot; ebenso der Tenor Salimbeni, die beide der Oper einst Glanz und Ansehen gaben. Deutsche Sänger und Sängerinnen hatten den König stets enttäuscht. Jetzt allerdings gestatteten es seine Finanzen nicht, sich wiederum aus Italien eine Sopranistin zu holen. So wurde der theaterfremde Intendant Graf Zierotin in die deutschen Gaue geschickt, um eine Primadonna vom Range der unvergleichlichen Astrua für den König und seine Oper aufzutreiben.

Für Zierotin wäre es leichter gewesen, dem König ein Bataillon Soldaten als eine erstklassige Sopranistin zu suchen. Mutlos kam er zunächst in Leipzig an. Er ahnte nicht, daß ihm schon hier die Musen gewogen sein sollten. Da wurde ihm auf einem Gesellschaftsabend bei dem gastfreundlichen Verleger Schönkopf eine junge Dame vorgestellt, die Demoiselle Schmeling. Ihr Vater, der Stadtsyndikus Schmeling, hatte sie im Gesang ausgebildet, und sie sollte nun, um den letzten Schliff zu erhalten, nach Italien reisen. Einige Lieder, die sie an diesem Abend zum besten gab, ließen Graf Zierotin aufhorchen. Er traf mit dem alten Schmeling die Abmachung, die Demoiselle möge über Berlin reisen, er wolle sie dort — völlig unverbindlich zunächst — seinem König vorstellen. Er glaubte ja selbst noch nicht an sein Glück, das ihm diese herrliche Stimme in den Weg führte. —

Der König hatte die regelmäßigen Kammerkonzerte in Sanssouci wieder aufgenommen. Eines Abends, nachdem die Demoiselle Schmeling längst in Berlin eingetroffen war und bereits ungeduldig auf Weiterreise drängte, da die Einladung Friedrichs ausblieb, wurde sie zum König befohlen. Sie kam nach Sanssouci und hörte hier — was ihr Verhängnis werden sollte —, bevor sie noch die Gemächer betreten hatte, ein Cello-Solo des Konzertmeisters Mara, eines glutäugigen, leidenschaftlichen, aber hemmungslosen und leichtsinnigen Böhmen, der aus der Kapelle des Prinzen Heinrich stammte. Gertrud Schmeling war von dem Spiel Baptist Maras ergriffen. Und sie verfiel ihm ganz, als sie seine schlanke, sehnige Gestalt sah, sein schwarzes Haar, sein ungezwungenes, freies Benehmen inmitten dieser Großen.

Friedrich war zunächst mißtrauisch gegen die Jugend der Demoiselle. Er sprach mit ihr über ihre Ausbildung, ihre Lehrer, ließ sie dann die Arie aus Glucks „Orpheus und Eurydike" singen; „Mi paventi" aus Grauns „Britannico". Ihm gefiel die schlichte Vortragskunst der Schmeling, ihre treffliche Stimme, die, wie er mit Erstaunen feststellte, vom kleinen G bis zum dreigestrichenen C reichte und überall vollkommen stark und gleichmäßig war. Aber noch eins trat hinzu, was ihn für die neue Primadonna einnahm: die Erinnerung an die stimmliche Klangfarbe einer Frau, die er in seiner Jugend verehrt hatte, der Frau von Wreech. — Quanz und Benda verhandelten mit dem alten Schmeling, der in seiner Bescheidenheit weit unter der Gage blieb, die Friedrich bewilligt hatte. Für 3000 Taler wurde die Demoiselle an die Berliner Oper verpflichtet.

Leider geriet die Sängerin bald gänzlich unter den unheilvollen Einfluß des Schuldenmachers und Trinkers Mara. Der König warnte vor diesem „Kujon", wie er den Cellisten nannte. Umsonst. Der alte Schmeling verprügelte zum Spaß ganz Berlins eines Nachts den Böhmen auf offener Straße. Vergeblich. Die liebestolle Tochter verlangte vom König ihres Vaters Ausweisung. Friedrich war verstimmt über die Undankbarkeit der Schmeling, deren Gage er freiwillig verdoppelt hatte, weil sie alle Erwartungen auf der Bühne übertraf. Er willigte endlich in die Heirat Gertruds und Maras, dieses „herrlichen Mannes", wie er ihn zu nennen pflegte, ein, obwohl er die Ehen seiner Künstler und Offiziere nicht schätzte.

Mara trieb es arg und ärger. Infolge seiner Schulden kam er mit seiner Gage und der seiner Gattin nicht aus. Er schmuggelte auch noch in der Kutsche des Prinzen Heinrich, die dieser seinem Konzertmeister für die Konzertreisen zur Verfügung gestellt hatte, unheimliche Mengen Kaffees. Er weigerte sich eines Tages, vor der Gattin des Königs in Schönhausen zu spielen, wurde geholt, kam völlig betrunken ins Schloß und wurde für seine Frechheit hinausgeworfen. Friedrich war empört. Er ließ den „Kujon" festnehmen und nach Marienburg abtransportieren. Madame Mara fiel dem König zu Füßen, erflehte die Freiheit ihres Gatten, dem sie hörig war. Die schöne Stimme seiner Primadonna veranlaßte Friedrich immer wieder, Gnade zu üben. Mara war wieder frei und betrieb nun, als Prinz Heinrich ihn fristlos entlassen hatte, die hinterhältigsten Pläne gegen den König und seinen Hof, wozu ihm leider seine Frau hilfreiche Hand lieh.

Der Besuch des russischen Großfürsten Paul Petrowitsch war angesagt. Dem König lag viel daran, diesen Gast in seiner Residenz zu feiern, um seine Freundschaft gegen Rußland zu bekunden. In der Oper sollte Grauns „Angelica e Medoro" aufgeführt werden, zu der Friedrichs neuer Kapellmeister Reichard eine neue Arie komponiert hatte, weil dem König die alte von Graun wegen ihrer Sentimentalität nicht gefiel. Die Mara schickte die Arie auf Betreiben ihres sauberen Gatten an den Direkteur des Spectacles, Baron Arnim, als unsangbar zurück. Wegen des unverschämten Briefes setzte der König Mara wiederum fest und ließ ihn nach Spandau bringen. Die Primadonna kam jetzt wohl zu den Proben legte sich jedoch am Tage der Aufführung, als die Festlichkeiten zu Ehren des Großfürsten bereits in vollem Gange waren, zu Bett. Friedrich geriet außer sich über diese Gemeinheit. Er beauftragte kurz entschlossen einen Offizier und vier Mann, die Mara auf jeden Fall in die Oper zu schaffen und sie angekleidet oder im Bett auf die Bühne zu bringen. Sie müßte singen! Sein Leibarzt hatte die „Kranke" nämlich untersucht und sie völlig gesund befunden. Es war also reine Pflichtversäumnis. Um dem Skandal zu entgehen, verstand sich die Primadonna im letzten Augenblick dazu, aufzustehen und in ihrer eigenen Kalesche, vom Offizier begleitet, ins Opernhaus zu fahren. Sie sang anfangs mit Gewalt schlecht. Als Friedrich ihr aber im Geheimen überbringen ließ, der Großfürst habe sich wenig günstig über sie geäußert, da ging doch ihr Künstlerstolz mit ihr durch, und ihre Stimme entfaltete sich zu nie gehörter Pracht. Zur Belohnung — so war der König von ihrer Kunst eingenommen — gab er ihren Gatten frei.

Und was tat dieses undankbare Pärchen? In den Monaten, die darauf folgten, betrieb es seine Ausreise nach London Es kamen die Vorbereitungen für den drohenden Krieg mit Österreich. Bei dem Wirrwarr gelang es Mara und se'ner Frau, aus Berlin ohne Pässe zu entkommen. An der sächsischen Grenze wurden sie von Friedrichs Reitern eingeholt und abgefangen. Man erwartete den Befehl zum Rücktransport und zur Bestrafung. Aber der König war es müde, sich mit den Launen der undankbaren Sängerin und ihres niederträchtigen Kujons abzugeben und ordnete an, sie laufen zu lassen, wohin sie wollten.

Begebenheiten.

Heiteres von Jo Hanns Rösler.

Des Dentisten Dottergrolls Dentistentafel an der Haustür ist das Ziel angeheiterter Studenten. Immer wird sie in nächtlicher Stunde von den jungen Menschen abgerissen und im jugendlichen Übermut anderswo aufgebaut. Das war schon immer so, das hat man schon vor zwanzig Jahren in der kleinen Universitätsstadt so getrieben und treibt es auch heute noch. Wenn Dottergroll einen erwischt, schleppt er ihn auf das Gericht. Und jedes Jahr erwischt Dottergroll einen. Jetzt hatte er wieder einen unglücklichen Studenten.

Dottergroll trat an die Barre als Zeuge.

Der junge Amtsgerichtsrat fragte: „Erzählen Sie uns den Vorfall, Herr Zeuge! Wie war das?“

Dottergroll sah den Amtsgerichtsrat lange an. Dann sagte er: „Was soll ich da groß erzählen? Es war genau dieselbe Sache, wie damals vor zehn Jahren, als ich Sie erwischt habe, Herr Amtsgerichtsrat.“

*

Seit Wochen regnete es in Strömen. Alle Welt sprach nur von dem Regen. Nur Runks nicht. Runks redete überhaupt nichts. Kein Wort war aus ihm herauszuholen. Runks saß stumm und steif.

„So sagen Sie doch wenigstens etwas über das Wetter!“ mahnte ungeduldig die Hausfrau.

Raunzte Runks: „Meine Ansicht über dieses Wetter kann ich wirklich nicht in Damengesellschaft aussprechen.“

*

Otto muß eine Reise reisen. Von Riesa nach Riga. Ottilie, sein Eheweib, packt den Reiseproviant.

„Und dann habe ich dir eine Flasche Kognak eingewickelt“, verrät sie ihrem Mann beim Abschied, „damit du dich unterwegs stärken kannst. Aber nicht vor Breslau trinken, Otto! Hörst du? Nicht vor Breslau! Sonst ist sie auf einmal leer, und du kaufst dir eine neue. Erst nach Breslau darfst du die Flasche aus dem Papier wickeln und trinken. Versprich es mir in die Hand, Otto!“

Otto verspricht es in die Hand. Otto fährt ab. Winkt ein Stückchen. Rutscht ins Abteil zurück und greift sofort nach der Flasche. Wetzt den Korkenzieher.

„Breslau ist weit“, denkt er, „meine Frau fern.“

Und er wickelt die Flasche aus. Da aber liegt ein Zettel über dem Kork. Von seiner Frau geschrieben. Darauf steht: „Otto, was hast du mir vor fünf Minuten versprochen? Wo bist du, und wo ist Breslau?“

*

Tante Tutta kauft eine Gans. Auf dem Wochenmarkt. Betastet diese und jene. Hier ist ihr der Hals zu fett, dort die Brust zu mager. Hier zeigt der Bürzel nicht die nötige Rundung, dort erscheint der Rücken zu knochig. Sie sucht und sucht.

Da brummt das Marktweib: „Nun entscheiden Sie sich schon! Sie hätten auch keinen Mann bekommen, wenn er damals so kritisch gewesen wäre.“

*

Vor ein paar Jahren war ich bei meinem Freunde Wenker, dem Brockhausbearbeiter, zu Gast auf Schloß Wildberghof bei Uffenheim. Die Gegend ist dort noch etwas vorsintflutlich. Nun gab es in Uffenheim und um Uffenheim herum eine Unmasse der gelben Weinbergschnecken, die ich tagsüber sammelte und mir von der Hausfrau braten ließ. Das sprach sich herum, und eines Tages hörte ich im Uffenheimer Dorfgasthaus unbemerkt über eine Holzwand Uffenheimer Bauern: „Der Wenker hat an Gast.“

„Ja.“

„Der solle nur recht lange hier bleibe!“

„Warum soll er denn bleibe?“

„Der fresset uns hier alle das Ungeziefer weg.“

*

Groll spielt von früh bis abends Grammophon. Mit leiser Nadel. Mit lauter Nadel. Einmal schnell, einmal langsam. Groll spielt immer dasselbe. Von früh bis abends. Den Marsch aus Aida!

Eines Tages kommt die Nachbarschaft: „Sie sind wohl ein großer Musikfreund?“

„Musik über alles“, nickt Groll.

„Haben Sie denn nur eine Platte?“

„Nein. Ich habe sechzig Platten.“

„Warum wechseln Sie dann nicht ab?“

„Ich wechsle doch ab. Jedesmal nehme ich eine andere Platte.“

„Aber Sie spielen doch immer Aida.“

„Stimmt. Ich habe diese Platte nämlich sechzigmal. Besonders günstig aus einem Gelegenheitskauf. Glauben Sie mir: Jede Platte ist anders. Die eine kratzt da, die andere kratzt dort. Sie glauben nicht, wieviel Spaß das macht, wenn man sich aus den sechzig Platten eine auswählt und errät, wo diese Platte den Schaden hat. Da sitzt man da und wartet gespannt, ob man richtig geraten hat. Ja, ja, es geht nichts über Musik im Heim.“



Bunte Chronik



* **Prophezeiungen für das Jahr 1932.** Das Jahr 1931 neigt sich seinem Ende zu. Es wird bestimmt bei der von ihm geplagten Menschheit keine angenehme Erinnerung hinterlassen. Die Astrologen und Hellseher in allen Ländern der Welt stellten bereits Horoskope für das nachfolgende Jahr. Merkwürdigerweise stimmen fast alle Prophezeiungen dieser Art darin überein, daß im Jahre 1932 die weltwirtschaftliche Krise überwunden und eine Periode neuen Aufschwungs eingeleitet werden wird. Der in Amerika sehr populäre Astrologe Mr. Lee prophezeit, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die von Pessimisten und Skeptikern bereits totgesagt ist, um die Mitte des nächsten Jahres einen Anlauf zu einer noch nie dagewesenen Blüte nehmen wird. In Paris genießt die Hellseherin Madame Freya von jeher einen großen Ruf. Eine Anzahl von Voraussagen, die sie vor Jahresfrist gemacht hatte, konnten sich tatsächlich erfüllen und trugen zu ihrer Berühmtheit viel bei. So z. B. sagte Mme. Freya im Dezember 1930, die spanische Revolution, den Krieg im fernen Osten, den Sturz der englischen Währung, Joffres Tod und den Aufstieg Lavals richtig voraus. Die zahllosen Gläubigen der „Freya-Gemeinde“ warteten natürlich mit größter Spannung auf ihren neuesten Spruch. Im Mittelpunkt ihrer diesjährigen Prophezeiung stehen die Vereinigten Staaten, denen rasch Ansicht der Wahrsagerin in der zweiten Hälfte 1932 ein ganz gewaltiger wirtschaftlicher Aufstieg beschieden ist. Was den Präsidenten Hoover anbetrifft, so könne er keinesfalls mit seiner Wiederwahl rechnen. Im Gegensatz zu den unzähligen Stimmen, die für das Jahr 1932 die schrecklichen Gefahren an die Wand malen, behauptet die Hellseherin, daß dieses von Millionen von Menschen so gefürchtete Jahr vollkommen ruhig und ohne große politische Erschütterungen in Europa verlaufen wird. Von Revolutionen, Umstürzen oder irgendwelchen kriegerischen Verwicklungen sei keine Rede. Alle politischen Ereignisse werden sich in legaler Bahn abwickeln. Dem spanischen Exkönig Alfons, dem sie bereits vor einigen Jahren den Thronverlust vorausgesagt hatte, stellt Mme. Freya wiederum ein schlechtes Horoskop. Er müsse sich mit dem Gedanken abfinden, daß die Monarchie in Spanien verloren sei. In Frankreich sieht Madame Freya den politischen Tod Briands voraus, dem nach kurzer Zeit auch der physische folgen wird. In der ersten Hälfte des neuen Jahres werde Laval seine Stellung behaupten können. Später aber werde ein neuer junger Staatsmann an die Macht gelangen, dessen glanzvolle Laufbahn die ganze Welt in Staunen versetzen wird.

*

* **Was kostet ein Ohr?** Das Gericht in Provence sah sich vor einigen Tagen genötigt, den Preis eines menschlichen Ohres festzusetzen. Ein gewisser Garnier, der bei einem Notar in Provence angestellt war, kehrte am späten Abend nach Hause zurück und wurde von einem vorbeirasenden Automobil umgeworfen. Durch die Fenstersplitter des Wagens ist ihm sein linkes Ohr wie mit einem scharfen Messer abgeschnitten worden. Garnier schätzte seinen Verlust auf 200 000 Francs und reichte eine entsprechende Schadenersatzklage ein. Seinen Anspruch begründet er damit, daß er durch den Unfall zu lebenslänglichem Junggesellentum verurteilt worden sei. Kein Mädchen würde ihn zum Lebensgefährten wählen, wenn er nicht das verlorene Ohr durch eine materielle Chance auszugleichen vermag. Das Gericht erkannte auf 50 000 Francs Schadenersatz. Ganz aussichtslos sind also die Heiratsaussichten für den jungen Mann nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg